



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Friede von Tilsit und das deutsche Volk. Die neue sächsische Wahlordnung. Der Streit um das Andenken Schells. Ungarn und Kroaten. Die Sprachen im österreichischen Reichsrat. Die Garibaldifeier.)

Am 9. Juli erneuerte sich das hundertjährige Gedächtnis des Friedens von Tilsit, in dem der König von Preußen die Provinzen westlich von der Elbe und den größten Teil seiner polnischen Lande nicht etwa abtrat, sondern von Napoleon die alten ostelbischen Provinzen zurück erhielt, und auch das nur „aus Achtung vor dem Kaiser aller Reußen“. Demütigender, auch in den Formen, ist niemals ein Friedensschluß gewesen. Heute scheinen wir von dem damaligen nationalen Tiefstunde nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich Gott sei Dank sehr weit entfernt zu sein, und gewiß, zwischen dem politischen Zustande Deutschlands im Juli 1807 und im Juli 1907 besteht eine breite und tiefe Kluft. Ob sie auch so breit und tief ist zwischen dem deutschen Volke von damals und von jetzt? In vielen Beziehungen gewiß, in andern zeigen sich leider beunruhigende Analogien, denn der Volkscharakter ändert sich nicht so leicht. Man gibt den damaligen Zusammenbruch gewöhnlich zu ausschließlich der Politik und den Einrichtungen des damaligen Preußen die Schuld, und diese wird niemand leugnen. Aber das Volk, das ganze deutsche, trug eine reichliche Mitschuld. Es war nicht nur ganz naturgemäß dem absoluten Staate entfremdet, politisch ohne Einsicht und ohne Willen, woraus ihm kein Vorwurf erwächst, es war gerade in seinen gebildeten Schichten grundsätzlich und bewußt staatenlos, ja staatsfeindlich, es sah sein höchstes Ideal in der Ausgestaltung der Persönlichkeit, in dem Staate nur einen Notbehelf, den man leidend ertrug, im Patriotismus eine Empfindung unreifer Nationen, es war weltbürgerlich, einseitig in ästhetisch-literarischen Interessen befangen; durch einen langen Frieden wohlhabend geworden und verwöhnt, konnte es sich den schweren Ernst des Krieges und die notwendige Unerbittlichkeit seiner Forderungen und der Opfer, die der Staat verlangte, nicht vorstellen, schaute vor solchen ängstlich zurück, weil sie den Vorschriften der „Humanität“ widersprachen. Und doch, so unbeholfen sich dieses Volk in der Katastrophe selbst benahm, so unbarmherzig fiel seine Presse nachher mit leidenschaftlicher Kritik, mit Hohn und Spott über die Institutionen und die Menschen her, die sie allein verschuldet haben sollten. — Würde es heute in einem ähnlichen Falle nach einer schweren Niederlage des Reichs viel anders sein? Wir fürchten, nein! Welche Schlammslut böseartigster Urteile und Verleumdungen hat sich bei den sogenannten „Kolonialskandalen“ — von dem jüngsten „Hoffskandal“ reden wir aus Geschmacksrücksichten lieber nicht — durch einen guten Teil unsrer Presse und leider auch durch den Reichstag ergossen! Wie wird ewig an der kaiserlichen Politik herumgerörgelt ohne jede wirkliche Sachkenntnis, wie wird sie bald als „ziellos“, bald als „Zickackkurs“, bald als erfolglos bezeichnet, alles ohne eine Spur von Anstandsgefühl dem Auslande gegenüber! Man denke sich nun den Fall, unsre Heere wären geschlagen, unsre Flotte vernichtet, und der Feind stünde siegreich auf unserm Boden, wie würde da dieselbe Presse alle Schuld auf die leitenden Männer und auf unsre „rückständigen“ Institutionen werfen, welcher Hagel von Anklagen würde sich vor allem gegen Preußen richten, an dem ja jetzt schon die liberale Presse außerhalb Preußens kein gutes Haar läßt, weil seine innere Politik dem liberalen Standpunkte — und was soll nicht alles die Flagge des Liberalismus decken, sogar die Notwendigkeit der Feuerbestattung! — nicht entspricht und nicht entsprechen kann, weil sie nicht jede liberale Mode mitmacht; daß Preußen das Reich geschaffen hat,

daß dieses ohne Preußen unmöglich wäre, daß das Reich nicht dadurch entstanden ist, daß Preußen in Deutschland aufgegangen ist, wie die Phrase von 1848 lautete, vielmehr durch die Ausdehnung einer Reihe preußischer Institutionen über das außerpreußische Drittel von Deutschland, daß der festgefügte Bau des preußischen Staates das feste Bollwerk im Falle einer Niederlage sein würde, die einen Bundesstaat viel schwerer erschüttern müßte als einen Einheitsstaat, das alles wird vergessen oder wird absichtlich verschwiegen, weil es sehr unbequeme Wahrheiten sind. Wie wenig namentlich der süddeutsche Liberalismus, dessen größte Schöpfung die totgeborene Reichsverfassung von 1849 war, den preußischen Staat noch immer begriffen hat, weil ihm der Stinn für die Macht noch immer fehlt, dafür gibt der jüngst im Berliner Tageblatt veröffentlichte Brief des Freiherrn Franz von Roggenbach, in dem manche Liberale während der Konfliktzeit den Nachfolger Bismarcks sahen, einen wahrhaft monumentalen, aber auch erschreckenden Beweis. Und wird dem Volke nicht immer nur von den Rechten des Bürgers und von der Pflicht des Staates, für ihn zu sorgen, vorgeredet, und sehr wenig von seinen Pflichten gegen den Staat? Sieht nicht ein großer Teil unsrer gebildeten Jugend ihr einziges Ideal in dem „Sichausleben“ des Einzelnen, ohne Rücksicht auf andre und auf die große Gemeinschaft, in der er steht? Neigt nicht eine weiterverbreitete Auffassung dazu, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu überschätzen, den Staat, das Reich des bewußten Willens, zu unterschätzen? Bekämpft nicht eine starke Partei grundsätzlich unser erprobtes Heerwesen, die volkstümlichste Armee der Welt, und rüttelt sie nicht fortwährend an den Grundlagen seiner Disziplin? Der Krieg selbst gilt gar vielen nicht als die notwendige Folge der staatlichen Souveränität, sondern als eine Barbarei, als ein Widerspruch gegen die „Humanität“, die man durch Schiedsgerichte und Friedenskongresse aus der Welt schaffen möchte. Unfre Soldaten haben in Südafrika unter den schwierigsten Verhältnissen gezeigt, daß der alte deutsche Soldatengeist noch in ihnen lebt, und sie werden das auch auf europäischen Schlachtfeldern wieder zeigen; aber ob dieses täglich wohlhabender werdende, durch einen langen Frieden seit mehr als einem Menschenalter verwöhnte und sittlich gewissermaßen verweichlichte Volk in seiner Masse bei einem großen Kriege schwankenden Ganges, der uns vielleicht schwere Niederlagen bringt, das notwendige Maß von Ausdauer und Opferwilligkeit bewahren wird, das Volk, das schon die Opfer einer gründlichen Reichsfinanzreform scheut? Wer diese und ähnliche Gedanken weiter verfolgen und sich über den Krieg 1806/07 von Jena bis Tilsit, namentlich auch über das sozusagen psychologische Moment dieses Krieges, genauer, als aus den landläufigen Darstellungen möglich ist, unterrichten will, dem empfehlen wir angelegentlich das treffliche, vor kurzem erschienene neue Buch des Generals Colmar von der Goltz: „Von Jena bis Preußisch-Eylau“. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1907.)

Einen Zankapfel von einiger Dauerhaftigkeit zwischen Liberalen und Konservativen scheint der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes für die zweite sächsische Kammer bieten zu wollen. Das übrigens mit Hilfe der Liberalen zustande gekommene Wahlgesetz von 1896 hat sich so wenig bewährt und so viel Mißstimmung hervorgerufen, daß der jetzt leitende Minister, Graf von Hohenthal und Bergen, gleich bei seinem Amtsantritt eine Änderung in Aussicht stellte. Der von ihm bei dem sächsischen Gemeindetage in Bautzen angekündigte Entwurf ist vor kurzem mit eingehenden Erläuterungen amtlich veröffentlicht worden. Danach wird die zweite Kammer auf sechs Jahre gewählt, erneuert sich also auch in diesen Fristen vollständig, nicht wie jetzt immer nur zu einem Drittel. Weiter fällt der von den Liberalen vielbekämpfte Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Wahlkreisen weg, der ja

auch dem halbstädtischen Sachsen mit dem Übergewicht von Industrie und Handel nicht mehr entsprach; statt dessen wird die kleinere Hälfte der 82 Abgeordneten (40) von den Kommunalverbänden, das heißt den amtschauptmannschaftlichen Bezirksverbänden und dem für diesen Fall in einem Wahlkollegium vereinigten Stadtrat und der Stadtverordnetenversammlung der fünf größten Städte in schriftlicher, geheimer Abstimmung gewählt, die größere Hälfte (42) in ebensoviel Wahlkreisen, die von den fünf größten Städten (im ganzen 15) und den amtschauptmannschaftlichen Bezirken gebildet werden. Die Wahl ist direkt und allgemein, insofern der Wähler das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat, eine direkte Staatssteuer entrichtet und seit mindestens sechs Monaten in einem Orte des Königreichs wohnhaft ist, aber nicht gleich; vielmehr hat jeder Wähler, der das Eigentum oder den gesetzlichen Mißbrauch eines Grundstücks von mindestens 120 Steuereinheiten hat oder ein Einkommen von mehr als 1600 Mark dem Staate versteuert oder endlich das Einjährigfreiwilligenzeugnis hat, zwei Stimmen, alle andern eine. Wählbar ist, wer die sächsische Staatsangehörigkeit seit drei Jahren besitzt, eine direkte Staatssteuer von mindestens dreißig Mark entrichtet und das dreißigste Lebensjahr vollendet hat. Die Gesamtzahl der im Lande abgegebenen gültigen Stimmen wird vom Landeswahlkommissar durch dreißig geteilt und die so gefundene Zahl auf die nächsthöhere ganze Zahl gebracht. Mit dieser „Wahlzahl“ wird die Zahl der von jeder Partei im ganzen abgegebenen Stimmen dividiert; sovielman die Wahlzahl in der Gesamtzahl der für Kandidaten einer Partei abgegebenen Stimmen enthalten ist, soviel Kandidaten der Partei müssen Abgeordnete werden. Offenbar soll durch die Wahl der Kommunalverbände der Eintritt einer Reihe von erprobten Männern der Selbstverwaltung in die Kammer gesichert, durch die Verhältniswahl ein gewisses, nicht schwer erreichbares, aber billiges Vorrecht nicht nur des Einkommens, sondern auch der Bildung geschaffen, durch die Bestimmungen über die Dauer des Wohnsitzes für jeden Wähler die in einem Industriestaat wie Sachsen besonders starke fluktuierende und mit dem Staate nur ganz lose zusammenhängende Bevölkerung an dem so häufigen Mißbrauch eines wichtigen politischen Rechts verhindert, durch die eigentümliche Verteilung der Abgeordnetenitze auf die einzelnen Parteien nach ihrer Stärke nicht in dem Wahlkreise, sondern im ganzen Lande auch den Minderheiten eine Vertretung gesichert, somit ein möglichst getreues Bild der Volksstimmung gewonnen und allen Richtungen Gehör verschafft werden. Es wird ganz und gar von den Konservativen, die seit 1896 in der zweiten Kammer die weitüberwiegende, schlechtin ausschlaggebende Mehrheit haben, und wie ihren Führern aus ihren eignen Reihen jetzt entgegengehalten wird, eine unstatthafte „Nebenregierung“ ausüben, abhängen, ob dieser scharfsinnige und von dem Bestreben, nach allen Richtungen Billigkeit zu üben, beseelte Entwurf Gesetz wird. Wird er das in der Hauptsache, so könnte diese Wahlordnung auch für andre deutsche Staaten mutatis mutandis ein Vorbild werden, denn sie löst manches schwierige Problem des Wahlrechts in glücklicher Weise, ohne dem Radikalismus mechanischer Gleichheit zu verfallen, wie das Reichstagswahlrecht, und ohne längft Unhaltbares halten zu wollen, wie das sächsische Wahlgesetz von 1896.

Ein seltsamer Streit hat sich im deutschen Katholizismus erhoben. Die Absicht einer Anzahl gebildeter Katholiken, darunter zweier bayrischer Bischöfe, dem verstorbenen Professor Schell in Würzburg, den der Vatikan zum Widerruf seiner sehr gemäßigten Ansichten gezwungen hatte, ein Denkmal zu setzen, ist auf ein scharfes Verbot der Kurie gestoßen, und zugleich ist eine von Münster aus eingeleitete Bewegung im Gange, die eine Revision des Index erstrebt, da, wie die „Germania“ sagt, auch treue Katholiken über die jetzigen Bestimmungen Zweifel

und Bedenken hegen. Es ist der deutsche Geist im Katholizismus, der die Freiheit des Denkens erstrebt, weil er weiß, daß ohne diese die vielbelaagte wissenschaftliche Inferiorität des Katholizismus nicht zu heben ist. Freilich hat bei solchen Konflikten noch immer die kirchliche Autorität gesiegt, weil sie sich Selbstzweck ist, und weil der echte Katholik eher seine Überzeugung opfert als die Einheit der Kirche gefährdet, indem er ein Schisma provoziert. Aber Rom ist immer nur durch ein Schisma zu besiegen gewesen, und die Wissenschaft beruht auf der Freiheit des Denkens, nicht auf dem Gehorsam gegen irgendwelche Autorität. Aus diesem verzweifeltsten Dilemma wird, fürchten wir, auch die gegenwärtige Bewegung um so weniger herauskommen, als die Freiheit des Denkens immer nur eine Forderung kleiner Kreise ist und die Massen niemals ergreifen kann, am wenigsten die heutigen katholischen Massen.

Inzwischen müht man sich in Ungarn weiter, die Quadratur des Kreises zu finden, d. h. einen „Nationalstaat“ aus einem halben Duzend verschiedener Nationalitäten zusammenzuschweißen, von denen keine für sich allein die Mehrheit hat. Dieses widerspruchsvolle Streben hat jetzt zu einem Konflikte mit den Kroaten geführt, denen die in Kroatien gar nicht verstandne magyarsche Dienstsprache bei ihren Eisenbahnen aufgezwungen werden soll. Infolgedessen haben die kroatischen Abgeordneten den ungarischen Reichstag verlassen, und der kroatische Landtag ist vertagt worden; Kroatien soll zunächst mundtot gemacht werden. In Österreich, wo bekanntlich nach den entgegengesetzten Prinzipien, nämlich mit der grundsätzlichen Gleichberechtigung aller „landesüblichen“ Sprachen regiert wird, drohte die praktische Anwendung dieses Prinzips im Reichsrate jüngst zum reinen Abergwitz zu führen. Schon fing ein Kuthene, um die Polen zu ärgern, an, russisch zu sprechen, und das Wort wurde ihm nur deshalb entzogen, weil das Großrussische bisher noch nicht zu den in Österreich „landesüblichen“ Sprachen gehört; hätte er seine kleinrussische Muttersprache angewandt, so hätte sich dieser Grund nicht gegen ihn geltend machen lassen. Kein Wunder, daß sich nun die Tschechen anschickten, für ihr Idiom die Anerkennung im Reichsrate durchzusetzen; ihnen hätten dann Polen, Slowenen, Rumänen, Italiener, Dalmatiner folgen können, und der babylonische Sprachwirrwarr wäre zum Hohne auf den gesunden Menschenverstand fertig gewesen. Wenigstens würden dann solche alberne Forderungen ad absurdum geführt worden sein, zur Erhuterung gebildeter Europäer. *C'est le ridicule qui tue* sagt der Franzose, aber dieser Satz scheint bei den kleinen österreichischen Völkern noch nicht zur Anerkennung gekommen zu sein. Indes ist wenigstens für diese Tagung des Reichsrats durch ein friedliches Abkommen der drohende Sprachwirrwarr abgewandt worden. In einem verdient der Reichsrat Nachahmung. Die österreichischen Sozialdemokraten sind ruhig bei der Thronrede erschienen, weil der Kaiser für das allgemeine Wahlrecht eingetreten sei. Wann werden unsre Sozialdemokraten im Reiche, das für die handarbeitenden Klassen, die sie zu vertreten vorgeben, unter der Ägide des Kaiserthums unendlich mehr getan hat als jeder andre Staat, lernen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist?

Am 7. Juli haben die Italiener den hundertjährigen Geburtstag Garibaldis allerorten als ein Nationalfest gefeiert, ohne jeden Unterschied der Partei, soweit diese Parteien überhaupt auf dem Boden des Nationalstaats stehen. Denn in diesen Fragen gibt es für die Italiener keine Parteien. Mag der alte Freischarenführer und radikale Idealist im Herzen auch immer Republikaner geblieben sein, er hat sich der Monarchie des Hauses Savoyen unterworfen, er hat ihr das Königreich Neapel geschenkt und ist dann wieder heimgezogen auf seine Ziegeninsel, er hat niemals etwas andres erstrebt als die Einheit Italiens, für sein Volk das Höchste

gewollt, für sich selbst nichts. Und wie sie ihm deshalb überall Denkmäler errichtet haben neben dem König Viktor Emanuel, Cavour und Mazzini, und Gedenktafeln überall an ihn erinnern, wohin ihn seine Feldzüge geführt haben, von Como bis Palermo, so hat jetzt alles, was italienisch spricht, einmütig den Volkshelden gefeiert. Das recht kleinliche Verbot einer Garibaldifeier im österreichischen Triest hat freilich aufs neue irredentistische Gefühle erweckt und nur ihre Äußerungen unterdrückt, aber die Regierungen beider Reiche haben trotzdem soeben stillschweigend ihr Bündnis erneuert und damit den Dreibund befestigt. *

Unsre ökonomische Sprache. Eine der vielen landläufigen Tiraden, die von oberflächlichen Beobachtern vorgebracht zu werden pflegen, ist ein Loblied auf die Sprache, die Bewunderung ihres Reichthums. Spenderin aus reichem Horne, Schöpferin aus vollem Horne, Wohnerin im Sternenzelt! Alle Höhen hast du erkügelt, alle Tiefen du entsiegelt und durchwandelt alle Welt! Du hast Worte zu vielen Tausenden — unzählig, wie die Schneeflocken fliegen sie umher, dieses Gleichniß hat schon Homer gebraucht. Jedes Wörterbuch stellt daher einen Sprachschatz, einen Thesaurus, eine Fundgrube dar; ein Lexikon der arabischen Sprache nennt sich Al Kamus, das heißt der Ozean oder das Weltmeer. Es ist eine Lust, darin zu plätschern.

Demgegenüber muß einmal gesagt werden, daß die Sprache arm, sogar sehr arm ist, daß sie durchaus keinen Überfluß an Ausdrucksfähigkeit hat, und daß sie das kleine Kapital, das ihr wirklich zu Gebote steht, nicht einmal immer anrührt. Sie hat, läßt sich so ein begeisterter Lobredner vernehmen, tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Nein, guter Börne, sie hat nicht viel Worte und macht auch nicht viel Worte, weder die deutsche, noch die englische, noch sonst eine. Sie kann nicht alles benennen, nicht alles wiedergeben. Sie kommt immer wieder auf ihre paar Pfennige zurück, mit denen sie alle laufenden Ausgaben bestreitet, und die immer wieder erhalten müssen, wenn sie auch noch so abgenutzt sind. Sie ist ökonomisch im höchsten Grade und im besten Sinne.

Aber die vielen Worte! Zunächst darf man sich durch das famose Schneegestöber insofern nicht täuschen lassen, daß man wähnte, die Schneeflocken seien alle neu. In Reden und Schriften kehren naturgemäß gewisse Worte beständig wieder, und es liegt auf der Hand, daß sie nicht jedesmal von neuem gutgeschrieben werden dürfen. Durch die ebenso mühevollen wie unnützen Häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache, die von einem aus der Stolzeschen Stenographenschule hervorgegangnen Arbeitsausschuß unter Mitwirkung von freiwilligen Mitarbeitern, ja von Gefangnen angestellt worden sind, ist zum Beispiel ermittelt worden, daß der Artikel der 361043 mal, der Artikel die 358054 mal in dem Zählstoff vorkommt, und daß das Bindewort und die dritte Stelle einnimmt. Dann folgt ein, zu, in, auf, über, unter und so weiter, ein geringes Resultat und eine heillose Zeitverschwendung. Aber so viel wird allerdings dadurch bewiesen, daß sich einzelne Worte recht häufig wiederholen, und daß die Sprache wenig Abwechslung hat. Sind denn nun wenigstens die gebuchten Worte alle verschieden und wirklich eigne Worte? Auch sie hat man gezählt und zum Beispiel gefunden, daß die deutsche Sprache 47631 Wörter hat. Aber sie sind von 2680 Wortstämmen hergeleitet, also nicht als vollkommene Neubildungen anzusehn; sie reduzieren sich auch wieder. Es bleiben recht wenig eigne Worte übrig; daher sie dann gewöhnlich zwei oder mehr Bedeutungen haben, auch wenn diese darauf passen wie die Faust aufs Auge. Aus

alledem sieht man, daß es mit dem Reichtum der Sprache nicht weit her sein kann, daß sie sich sehr einrichten und es zusammennehmen muß, um auszukommen, daß sie nicht allzuviel übrig hat. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Wäre die Sprache reich, sie würde in erhabner Verschwendung Worte bilden und verschleudern.

Wenn sie dem Laien reich erscheint, so liegt das eben daran, daß sie eine gute Wirtin ist, die sich zu helfen weiß, bescheidne Mittel gut verwertet und bis auf das letzte Restchen ausnußt. Ihr ganzer Reichtum beruht auf unablässiger Denkarbeit; sie selbst ist arm. Bei der Sprache fällt einem unwillkürlich das Sprichwort ein: Mit vielem hält man Haus, mit wenig kommt man aus.

Geschieht es nicht, daß ein armer Mann seinen Rock wenden läßt, anstatt einen neuen zu kaufen? Auch die Sprache läßt wenden. Man spricht dann von angewandten Bedeutungen. Die Gelehrten nennen es einen Tropus. Das ist so viel wie Wendung.

Dabei wird dem Hörer oft ohne weiteres zugemutet, daß er die Anwendung verstehe und den Gedankensprung von einem zum andern mitmache; kann ers nicht, so ist's sein Schade. Gewöhnlich aber nimmt man Rücksicht; es werden Zusätze gemacht, die ihm auf den Trichter helfen und das Verständnis erleichtern sollen. Durch Zusammensetzung, durch nähere und immer nähere Bestimmung entstehen dann die unförmlichen Wortklumpen, die notwendig sind, weil es an einfachen Begriffen fehlt. Auf einer solchen Zusammensetzung beruht die gesamte Ableitung, ja schon die Flexion, und nur weil der Laie die fortwährende Wiederholung der Pronomina, der Hilfsverba, der Suffixe nicht durchschaut, wiegt er sich in Illusionen über seine Sprache. Aber ich will ein paar ganz nahelegende, triviale Beispiele aufs Geratewohl herausgreifen und einem Schuljungen nachsehen, der nach Hause geht und sich eine Tüte Kirschen kauft. Nur zwei oder drei von seinen Worten sollen vorgenommen werden.

Da ist zunächst die Tüte. Welch ein sonderbarer Begriff, die Tüte! Eine Tüte ist eigentlich ein Blasinstrument, ein Ding, auf dem man tutet. Ein Horn; die Franzosen nennen eine Zuckertüte: un Cornet. Und weil nun ein kegelförmig zusammengedrehtes Stück Papier wie ein Blashorn aussieht, so sind die Menschen naiv genug, diesem Papier den Namen Horn zu geben, so unpassend er auch ist, denn niemand will drauf blasen. Oder sollte die Tüte etwa ein Bild des Füllhorns sein, wie man die Wörterbücher auch Cornu Copiae betitelt? An jeder Butterglocke, an jeder Kaffeetrommel sieht man doch, wie die bloße äußere Ähnlichkeit hier maßgebend gewesen ist. Eine Tüte sieht auch aus wie eine Kapuze, darum nannten sie die alten Römer: Cucullus. Und wir selbst, sprechen wir nicht von einem Papier sack, wenn das Papierbehältnis die Form einer Tasche hat? Ein Sack! Ein Leinwand sack! Eine Kapuze! Ein Horn! Da haben wir unsern Reichtum.

Besagter Schuljunge ist seine Kirschen und nimmt eine nach der andern zwischen Daumen und Zeigefinger. Zwischen Daumen und Zeigefinger? Da hapert es schon wieder. Der Daumen hat einen eignen Namen, wie er ihn auch in andern Sprachen führt; die Namen der übrigen Finger werden umständlich durch nähere Bestimmung des allgemeinen Begriffs Finger gewonnen. Zeigefinger, Mittelfinger, Goldfinger, kleiner Finger. Im Griechischen hat nicht einmal der Daumen eine besondere Bezeichnung, er heißt: der große Finger; auf ihn folgt der Zeigefinger als der zweite Finger, es wird gezählt wie bei den Häusern auf der Straße. Ja in den beiden klassischen Sprachen, daher auch in den romanischen werden nicht einmal die Zehen von den Fingern unterschieden. Die Italiener lächeln über das deutsche Wort Handschuh; sie müßten von Rechts wegen Handschuhe an ihren Füßen tragen. Wir aber brauchen uns auf unsre Zehen auch nichts einzubilden; jedes Huhn hat Zehen. Unvollkommenheit! Eigentlich müßten wir für die Füße aller Tiere, die

wir kennen, ja für jede Gattung, jede Bewegung Spezialausdrücke haben, wie sie der Weidmann wenigstens in einzelnen Fällen hat; der Sportsmann hat solche für das Pferd, der Indianer für die Bären, der Grönländer für die Robben. Aber wie weit sind wir im allgemeinen von einer solchen Genauigkeit entfernt!

Beim Essen spuckt unser Schulsunge die Kerne aus und wirft sie auf die Straße. Die rundlichen Steine nennt er also Kerne. In den Kirchkernen steckt bekanntlich wieder ein Kern, der nach bitteren Mandeln schmeckt, und das ist der eigentliche Kern; es erscheint aber doch ungereimt, den harten Kirchkern, der das Gehäuse des darin enthaltenen Pflanzenkeimes darstellt, mit demselben Worte zu bezeichnen, das wir für den Samenkern verwenden. Die Franzosen sind uns in diesem Punkte voraus; den Stein nennen sie Noyau, den Samenkern: Amande, das heißt Mandel, und unterscheiden davon wieder drittens den Pepin, ein Wort, das sie für Apfelferne oder Weinbeerferne brauchen, während wir immer nur von den stereotypen Kernen reden. Darüber, daß noch unzählige andre Dinge einen Kern haben, will ich mich schon gar nicht mehr verbreiten. Auf großen Reichthum aber läßt diese ewige Wiederholung nicht gerade schließen.

Wir wollen nun den Schulsungen laufen lassen und ein wenig in das Haus hineinschn, dem er angehört, und wo er der Junge oder der Kleine ist. Die Kleinheit und die Jugend sind nämlich Eigenschaften, die uns alle Augenblicke dienen, aus alten Namen neue zu fabrizieren; anstatt sie ausdrücklich hinzuzusetzen, kann die Sprache auch Diminutiva bilden, was auf dasselbe hinausläuft. Bei lebenden Wesen ist die Verkleinerung am natürlichsten. Der Frau vom Hause steht die Jungfrau oder die Jungfer gegenüber, wie der Magd das Mädchen, dem Herrn der Jungherr oder Junker; einen Zuwachs an Begriffen erhält die Sprache freilich dadurch nicht. Jungfrau und Junker sind keine neuen Worte wie im Lateinischen Virgo, oder wie Knabe und Page; sie sind aus den alten Titeln wie aus Eiern hervorgekrochen und tragen noch die Eierschalen an sich. Draußen auf dem Hof ist es gerade so; für die jungen Gänse haben wir keine neue, ursprüngliche Bezeichnung wie für die jungen Hühner, die Küchlein heißen; so wenig wie die Franzosen, die die Gänzchen: Oisons nennen. Aber die Italiener haben eine, sie nennen sie: Paperi. Für das Junge der Kuh, der Stute, des Schafes und der Hündin gibt es überall einen Spezialausdruck, aber nicht für das Junge der Raue und des Schweins. Ferkel ist kein neues Wort, sondern das Verkleinerungswort von Fark, und dies der uralte Name des Schweins. Schwein selbst ist ein Verkleinerungswort und eigentlich das Junge der Sau (Suin).

Wie die Sprache spart und aus Alten Junge gleichsam züchtet, sieht man recht deutlich am Kalender. Wenn sie um einen Monatsnamen herumkommen und ihn aus einem frühern bilden kann, so tut sie es nur zu gern. Der deutsche Name des Februars ist bekanntlich Hornung; er wird auch als ein Kleines oder als ein Junges angesehen, nämlich als der kleine Januar, der: Horn heißt. Genau so wurde der Juni der andre Mai, der November der andre Oktober oder Herbstmonat genannt; der Juli aber ist wieder der kleine Juni. So hieß der Juli ursprünglich auf französisch, nämlich: Juignet; erst später ist Juignet dem großen Julius zuliebe in Juillet verwandelt worden. Auch die Tschechen betrachten den Juli als ein Junichen; der Juni heißt bei ihnen Tscherwen, der Juli Tscherwence. In Deutschland hielt man sich lieber an den August; man nannte den Juli den ersten August, den August den andern August. Der Schulmeister Huber von Eggenfelden in Niederbayern zählte noch im Jahre 1477: Jenner, Hornung, Merz, April, Mai, der ander Mai, der August, der ander August, der Herbst, der ander Herbst, der Winter, der ander Winter. Hier bedeutet der Herbst den September, der andre Herbst den

Oktober. Aber kann es einen deutlicheren Beweis für die Ökonomie der Sprache geben? Sogar von den Wochentagen wurde gelegentlich etwas abgeknipft: der Dienstag erscheint in den Urkunden als der Aftermontag, vgl. auch Sonnabend und Sonntag. Der Übergang vom Alten zum Jungen, vom Großen zum Kleinen ist der Sprache natürlicher als umgekehrt das Namhaftmachen der großen, dicken, langen Dinge, obgleich es ebenfalls oft vorkommt. Schon vorhin hieß der Daumen der große Finger, und wir selbst haben eine große Zehe, Großvater und Großmutter. Der Großvater liebt es vielleicht, sein Haar lang zu tragen, sodaß ihm die Locken auf den Nacken herabwallen. Porta la Zazzera, würde man auf italienisch sagen, ein Wort, das wir nicht übersetzen können. Der Postbote übergibt ihm einen großen, dicken Brief mit mehreren Einlagen; so einen Brief nennt der Italiener un Plico, das wir wieder nicht übersetzen können, wie uns auch die Vergrößerungsbildungen des Italieners abgehn. Aber wir helfen uns mit einer Umschreibung und kommen ebenfalls zum Ziel. Bald ist die eine, bald die andre Sprache im Vorteil, durch den Verstand wird alles wettgemacht. Ove manca natura, arte procura.

Diese Denkarbeit, von der wir hier nur einige Proben gegeben haben, geht unablässig und auch dann noch fort, wenn bereits in der eignen Sprache Spezialausdrücke vorhanden und gebräuchlich sind; lieber wird sich das Volk mit seinen alten Begriffen behelfen, als daß es die neuen Worte anwendete. Sagt es nicht noch heute: das große Wasser, der große Teich, ja die große Pfütze für den Atlantischen Ozean? Der Tunichtgut wird über den großen Bach nach Amerika spediert. Unfre Wetter jenseits der großen Pfütze. Stehen uns nicht die Augen voll Wasser anstatt voll Tränen, färbt den Fuchs nicht die rote Tinte anstatt das Blut, ziehen wir nicht vom Leder anstatt aus der Scheide? Ist das bloß Witz; im großen und ganzen aber ist es Bequemlichkeit, Gewöhnung an die alten ausgetreten Geleise, das Hängen an alten Sachen. Die neuen schon die Sprache so viel wie möglich. Das nennt man ökonomisch.

Rudolf Kleinpaul

